

WOLFRAM MALTE FUES

BILD UND BEGRIFF

Schillers Disput mit Fichte

Am 21. Juni 1795 erhält Friedrich Schiller von Johann Gottlieb Fichte den Anfang einer längeren Abhandlung *Über Geist und Buchstab in der Philosophie in einer Reihe von Briefen*, die ihr Verfasser in den *Horen* abdrucken lassen möchte. Schiller muss dieses Ansinnen als eine dreifache Provokation auffassen. *Erstens* bezieht sich Fichtes Abhandlung schon ihrer Überschrift nach unmissverständlich auf *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*, deren erste Folge eben im ersten Band der *Horen* von 1795 erschienen ist. *Zweitens* handelt Fichte keineswegs von der Philosophie, sondern in offener Kritik an Schillers Darlegungen von den schönen Künsten. *Drittens* wird dem Herausgeber der *Horen* zugemutet, diese Kritik in seinem eigenen Publikations-Organ zu veröffentlichen. Wie nicht anders zu erwarten lehnt Schiller ab. Der Entwurf seines Begleitbriefs vom 24. Juni 1795 – das Original ist verloren – übt nun nicht nur Gegenkritik, setzt also Fichtes Formel ›Geist und Buchstab‹ sinngemäß die eigene ›Geist als Buchstab‹¹ entgegen, sondern erlaubt sich überdies

ein Wort über Ihren Vortrag [...] Von einer guten Darstellung fordere ich vor allen Dingen [...] eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist.²

Fichtes Replik vom 27. Juni 1795 weist den Vorwurf zurück:

¹ Vgl. dazu zunächst Wolfram Malte Fues, *Poesie der Prosa, Prosa als Poesie. Eine Studie zur Geschichte der Gesellschaftlichkeit bürgerlicher Literatur von der deutschen Klassik bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 1990, S. 35ff.

² Schillers Werke. Nationalausgabe, begr. v. Julius Petersen, hrsg. v. Norbert Oellers u. a., Weimar 1943ff., hier: Bd. 27, hrsg. v. Günter Schulz, 1958, S. 202 (im Folgenden zitiert: NA).

Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor oder nach dem Begriffe, als Gleichniß: ich sehe darauf, dass es passe; ich glaube die in den Briefen gebrauchten passen sehr genau.³

Sie hingegen, hält er nun seinerseits Schiller vor,

setzen die Popularität in Ihren unermesslichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben Statt des abstrakten Begriffs setzen [...] Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei seyn kann, und wollen dieselbe zwingen zu denken. Das kann sie nicht.⁴

Schillers Entwurf – auch hier ist das Original leider verloren – seines ebenso grundsätzlichen wie ausführlichen Antwortbriefs vom 3./4. August 1795 leugnet das nicht:

Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen, und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben, und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken.⁵

Der scheinbare Vorwurf, gibt Schiller zu verstehen, drückt die bewusste und gewollte Tendenz meines Denkens und Schreibens zutreffend aus. Der Tadel verkehrt sich in Anerkenntnis und damit wider seine Absicht in Lob.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, um die Kontroverse kritisch nachzuvollziehen, wie die Transzendental-Philosophie Kants, deren Schatten auf den Standpunkten beider Kontrahenten liegt, das konstituiert, was sie Begriff nennt. Diese Konstitution können wir dann auf Vergleich und Metapher, ihre Abwechslung oder Verwechslung mit bildlicher Darstellung beziehen.

³ Johann Gottlieb Fichte, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. v. Erich Fuchs u. a., Werke, Bd. 6, Stuttgart/Bad Cannstatt 1981, S. 322.

⁴ Ebd.

⁵ NA, Bd. 28, hrsg. v. Norbert Oellers, 1969, S. 359. – Zum Programm der *Horen* siehe zunächst Gert Ueding, *Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution 1789-1815*, in: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 4/1, München 1988, S. 81ff. Zum *Horen*-Streit zwischen Schiller und Fichte siehe Dorothea Wildenburg, »Aneinander vorbei« – zum *Horen*-Streit zwischen Fichte und Schiller, in: *Fichte-Studien 12*, 1997, S. 27-41, sowie Petra Lohmann, *Zur Bedeutung der Ästhetik für die Wissenschaftslehre anlässlich des Horenstreits*, in: Karl P. Ameriks, Jürgen Stolzenberg (Hrsg.), *Internationales Jahrbuch des deutschen Idealismus / International Yearbook of German Idealism*, Bd. 4: *Ästhetik und die Philosophie der Kunst / Aesthetics and Philosophy of Arts*, Berlin 2006, S. 199-224.

S steht in Beziehung mit P, ein Subjekt wird durch ein Prädikat bestimmt. Wie Prädikate einem Subjekt zukommen, um sich mit ihm zum Begriff, zur synthetischen Einheit der Apperzeption, verständig zusammenzuschließen, regeln die in der Kategorien-Tafel der *Kritik der reinen Vernunft* aufgeführten Urteilsfunktionen a priori und transzendental, weil sie die Form des Erfahrungs-Objekts zwar bedingen, ihm aber nicht entstammen. Welche Prädikate in einer begriffserzeugenden Operation einem Subjekt zukommen und welche nicht, ob und inwiefern sie einen vollständig gesetzten Begriff konstituieren, ob er im Verlauf seiner Setzung fehlerhaft geworden oder fehlerfrei geblieben ist: Darüber entscheiden die transzendentalen Grundsätze der Urteilskraft, die sie lehren, »die Verstandesbegriffe, welche die Bedingungen zu Regeln a priori enthalten, auf Erscheinungen anzuwenden«. ⁶ Sie gibt dem Verstand die Regel, nach der die ihm möglichen Formen des Begreifens wirklich, objektiv, Begriffe von Gegenständen werden. ⁷

Für die so verwirklichten Begriffe lassen sich Gleichnisse geben, die deren logisch systematische Struktur in kurzen Beschreibungen und kleinen Erzählungen abbilden und sinnfällig machen. Das erleichtert denjenigen, die diese Begriffe auffassen sollen, den Nachvollzug. Statt den in Frage stehenden Begriff Schritt für Schritt, Funktion für Funktion überlegend nachzubauen, können sie vergleichend seinen Zusammenhang unmittelbar ein- und übersehen. Ihrer produktiven Einbildungskraft steht es frei, einzelne Bildmomente oder Bildkomponenten um- und weiterzubilden und so den Begriff, auf den sie sich beziehen, auf die Bühne seiner Veränderbarkeit zu bringen.

Geben wir uns zu deutlicherem Verständnis Beispiele für diese anwendende, den Begriff mit der Anschauung abgleichende Arbeit der Urteilskraft. »Beispiele sind ansteckend«, ⁸ auch für die eigene Fähigkeit des Urteilens und Beurteilens. »Wenn ich den Inbegriff aller Erkenntnis der reinen und spekulativen Vernunft wie ein Gebäude ansehe, dazu wir wenigstens die Idee in uns haben, so kann ich sagen«, ⁹ welche sinnliche Form,

⁶ Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Die Analytik der Grundsätze, B 171.

⁷ »Ist das Allgemeine (die Regel, das Prinzip, das Gesetz) gegeben, so ist die Urteilskraft, welche das Besondere darunter subsumiert (auch wenn sie, als transzendente Urteilskraft, a priori die Bedingungen angibt, denen gemäß allein unter jenem Allgemeinen subsumiert werden kann) bestimmend.« (Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Einleitung B XXVI).

⁸ *Kritik der reinen Vernunft*, Transzendente Methodenlehre, B 740. Sie sind allerdings auch, warnt Kant, »der Gängelwagen der Urteilskraft, welchen derjenige, dem es am natürlichen Talent derselben mangelt, niemals entbehren kann« (ebd., Von der transzendentalen Urteilskraft überhaupt, B 173).

⁹ *Kritik der reinen Vernunft*, Transzendente Methodenlehre, B 735. Vgl. auch das beispielhaft klärende Gleichnis für Wesen und Leistung kritisch transzendentaler Erkenntnis a priori (ebd., B 788).

welche Gestalt der reine Begriff der Vernunft in seiner Erscheinung annimmt.¹⁰ Ich beurteile ihn als einen Gedankenbau, dessen Plan im Verstand bereitliegt und den er in kritisch reflektierendem Denken aus sich selber gewinnt. Er erscheint mir als ein Gebilde, das zeigt und beweist: Denken ist seinem Wesen, seiner ursprünglichen Bestimmtheit nach Planen, Entwerfen, Bauen, der Weg, auf dem der Mensch seine natürliche Behausung verlässt und sich mit den Mitteln der Natur ein Haus gegen sie als den Ort seiner zweiten Natur errichtet. Weiterhin verdanke ich diesem Angebot meiner reproduktiven Einbildungskraft, meine Vernunft architektonisch zu sehen, die Möglichkeit, mir ihre Notwendigkeit in klassisch ästhetischer Strenge vor Augen zu führen und, Ockhams razor benutzend, ihr allen überflüssigen Zierrat verurteilend abzuschneiden.

In diesem ersten Beispiel findet die Urteilskraft zu einem ihr gegebenen Begriff ein veranschaulichendes Gleichnis. Sie vermag aber ebenso sehr auch umgekehrt zu einer gegebenen sinnlichen Vorstellung einen Begriff zu finden.

Chylon ist ein mertier. Daz hat die art, daz es chain auzwendig ezzen nimt, wan es wird gespeiset und gefuort von seiner aigenn faeuhten, die auz im get [...] Darvmb ist das tier alle zeit nuochtarn vnd ist doch starch an dem leib vnd maechtig. – Pey dem tier versten ich die freyen ledigen hertzen, di allev auzwendige dinch ring wegent vnd lebet sicherlich in in selber.¹¹

Der Urteilskraft wird ein Geschöpf mit außergewöhnlichen, wunderbaren, rätselhaften Eigenschaften geschildert. Sie löst das Rätsel, indem sie aus der Schilderung den Begriff eines moralischen Verhaltens abstrahiert, wie es dem Menschen möglich ist, einem Tier, das, wie das *Buch der Natur* bereits weiß, in außergewöhnlichem Maß zu wunderbarem wie wunderlichem Verhalten neigt.¹² Sie arbeitet hier also eine Beschreibung in eine Bestimmung, ein Bild in einen Begriff, einen Steckbrief um, mit dessen

¹⁰ Schiller, sich desselben Beispiels bedienend, vermag überdies zu sagen, wann ein solches Gebäude vollkommen ist und wie diese Vollkommenheit schön wird: »Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Theile desselben nach dem Begriff und dem Zwecke des Ganzen richten, und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hülfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorzuspringen [...] schein[t].« (an Körner am 23. Februar 1793, in: NA, Bd. 26, hrsg. v. Edith u. Horst Nahler, 1992, S. 211).

¹¹ Konrad von Megenberg, Das »Buch der Natur«, Buch III. C »Von den mer wundern«; krit. Text nach den Hss, hrsg. v. Robert Luff u. Georg Steer, Bd. 2, Tübingen 2003, S. 260.

¹² Siehe ebd., S. 257, den ersten Abschnitt.

allgemeiner Charakteristik sich nach den ihm entsprechenden besonderen Exemplaren wiederum fahnden liebe.¹³

Ein Theorie-Autor, der nur vergleichend arbeitet, also seine Begriffe auf die Erzeugnisse der reproduktiven Einbildungskraft bezieht, nimmt seine LeserInnen als rein verständige Wesen, deren Zustimmung wie deren Einwände einzig von ihrer kritischen Einsicht in die objektive Konstitution seiner Begriffe abhängen. Er bewegt sich in einem Denkraum, wo, so Schiller, »der Mensch [...] als Genus zu sprechen pflegt«. Da aber bewegt man sich, so noch einmal Schiller, »in trockenen Materien«.¹⁴ Sie müssen folglich liquid, in Fluss gebracht werden. Wie? Indem man die bildliche Darstellung des Begriffs, ihre Veduten, ihre Tableaus, ihre Szenen, nicht allein mit dem Begriff vergleichend abwechseln lässt? Indem man sie vielmehr mit ihm verwechselt, in ihn einwechselt, so dass er in ihr zwar nicht verschwindet, aber untergeht, um in veränderter Gestalt wieder aus ihr hervorzutreten?

Ein Begriff – etwa der eines Sachverhaltes ästhetischer Theorie – wird aus kategorial bestimmten Beziehungen zwischen einem Subjekt und seinen Prädikaten verfasst, deren Objektivierung die Urteilskraft bewirkt und über deren Objektivität sie entscheidet. Soll die Einbildungskraft in diese Konstitution eingreifen, statt sie nur in ihrem Medium zu ihren Bedingungen zu reproduzieren, muss sie produktiv werden, ihre Macht, Darstellung zu erzeugen, an einem der Prädikate ausüben und seine Vorstellung in deren Bilderreihen locken: Ein Wort für ein anderes, ein Wort, das die Andersheit des Wortes, an dessen Stelle es tritt, gegenwärtig hält, während es seine Anderswerdung bereits erwartet.¹⁵ Die Metapher stört, öffnet und erweitert den Zusammenhang des Begriffs, stellt sie doch »die Überschreitbarkeit des vorläufig Begriffenen, dessen fortwährendes Differential«¹⁶ dar. Und wo setzt die Störung an? Welches Wort fordert zu

¹³ Megenbergs *Buch der Natur* nimmt, sich aus der Zwangsprozedur des vierfachen Schriftsinns befreiend, den Spielcharakter dieses urteilenden Beispielgebens bereits wahr. Am Schluss der Geschichte *Von dem wazzerpffard* steht statt des erwarteten Begriffs kurz und bündig: »Da mach auz, was du wellest.« Spiel ihn selber bei. Ich, der Autor, habe dir nun oft genug gezeigt, wie's geht (ebd., III. c.10, S. 263).

¹⁴ NA, Bd. 28 (Anm. 5), S. 359.

¹⁵ Vgl. zu diesem Aufriss der Metapher als Trope zunächst die Kap. 21 und 22 der *Poetik* des Aristoteles sowie näher hin *Der Doppelcharakter der Sprache und die Polarität zwischen Metaphorik und Metonymik* von Roman Jakobson, jetzt in: Anselm Haverkamp (Hrsg.), *Theorie der Metapher*, 2., um ein Nachw. zur Neuausg. u. einen bibl. Nachtr. erg. Aufl., Darmstadt 1996, S. 163-174, und Jacques Lacan, *Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud*, jetzt ebd., S. 175-215.

¹⁶ Anselm Haverkamp, *Nach der Metapher*, in: ders. (Hrsg.), *Theorie der Metapher*. Nachwort zur Neuausgabe, ebd., S. 501. – Es geht also um eine Verbindung »von analoger Teil-

seiner Veränderung heraus? »Zweifellos nutzt die Metapher [...] eine Stelle schwacher Determination aus, um sich anstelle dessen zu setzen, was der im Kontext implizierten Erwartung genügen würde.«¹⁷ ›Richtig‹ und ›falsch‹ sind Kriterien des über Begriffe urteilenden Verstandes; ›schwach‹ und ›stark‹ nicht. Ob eine Begriffsbestimmung als schwach oder als stark empfunden wird, hängt von der Gestimmtheit ab, in der irgendwann irgendwer diese Bestimmung irgendwo auffasst. Ein solches Urteil spricht nicht der Genus, das animal rationale, ein Exemplar der verständigen Gattung Mensch, sondern das Individuum gemäss seinen ganz besonderen Zu- und Umständen.

Geben wir uns auch hierfür ein Beispiel, besser: Lassen wir uns von Schiller eines geben. Wollte man seine *Briefe über die ästhetische Erziehung* zu einer These zusammenziehen, könnte sie etwa so lauten: Medium der Kunst in allen ihren Materien und Materialien ist die Schönheit. Kunst wird dadurch schön, dass in ihr und durch sie das Sittengesetz als Inbegriff der menschlichen Freiheit erscheint, obwohl es Kant zufolge jenseits aller Erfahrung liegt und sich in ihrer sinnlich bedingten Empirie wohl verwirklichen, aber nicht in seiner vollkommenen Gestalt darstellen kann. Schönheit ist nichts als erscheinende Freiheit. Sie wird einzig an dieser Erscheinung kenntlich und in ihr deutlich.¹⁸ Schiller drückt sich anders aus. Die Hypothese, die er am Schluss des 2. Briefes als zu beweisende formuliert, besagt, dass »es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert«.¹⁹ Von A nach B? Von der Schönheit zur Freiheit wie von Zürich nach Bern? Die Schönheit als Ausgangspunkt, als Abreise-Ort auf dem Weg zur Freiheit? Durch A nach B? Durch die Schönheit zur Freiheit wie durch ein Land, das man verlässt, um nach Pass- und Zollkontrolle die Grenze zum anderen, zur Freiheit zu überschreiten? Gibt es da Vorschrif-

habe, von Ähnlichkeit [...] Die Metapher wurde immer definiert als die Trope der Ähnlichkeit [...] zwischen zwei Zeichen, von denen das eine das andere bezeichnet.« (Jacques Derrida, *Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text*, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, hrsg. v. Peter Engelmann, 2., überarb. Aufl., Wien 1999, S. 235).

¹⁷ Hans Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, aus dem Nachlass hrsg. v. Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2007, S. 61. – Diese Fort-Setzungs-Kraft der Metapher hat schon Benozzo Gozzoli in seinen 1464/65 entstandenen Fresken in San Gimignano über die Lebensgeschichte des hl. Augustinus benutzt. Siehe dazu Eberhard König (Hrsg.), *Die großen Maler der italienischen Renaissance*, Bd. 1: *Der Triumph der Zeichnung*, Königswinter 2007, S. 406ff.

¹⁸ »Sobald sie [die reine Vernunft, Vf.] den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit sein.« (Briefe über die ästhetische Erziehung, in: NA, Bd. 20, unter Mitw. v. Helmut Koopmann hrsg. v. Benno von Wiese, 1962, S. 356).

¹⁹ Ebd., S. 312.

ten? Verbote? Stammt, was man an Lebensnotwendigem und Lebensleichterndem bei sich hat, aus dem Land der Schönheit? Darf man dieses Gepäck ohne weiteres ins Land der Freiheit mitnehmen? Wird es im Land der Schönheit versiegelt und steht erst im Land der Freiheit zum Gebrauch? Führt ein Weg zurück? Ist der Grenzübergang überall und jederzeit möglich, oder sind Kontrollstellen mit Öffnungszeiten für ihn eingerichtet? *Durch* A nach B wie durch ein Mittel zu einem Zweck? Ist die Schönheit nicht nur der Weg und der Wegweiser zur Freiheit, sondern auch ihr Boden, der den Schritten der Wanderer mit seiner wahren Bestimmtheit allmählich antwortet? Schillers Satz scheint den Begriff der in, durch und zur Freiheit sich formenden Kunst-Schönheit in ein Gleichnis der reproduktiven Einbildungskraft zu bringen, zieht es aber zugleich in ein Bild, das die produktive zur Störung des Gleichnisses und damit zur verführenden Metaphern-Bildung geradezu auffordert. Das läuft jeder strengen Arbeit am Begriff zuwider: »Ich muss alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe; und so geht es andern auch.«²⁰

Während Fichte dieses Ergebnis von seiner Beweisführung und ihren Begriffen fernzuhalten trachtet,²¹ will Schiller es hervorrufen, da es, wie er schreibt, »seine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen, und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken«.²² Seine Theorie-Texte arbeiten zwar mit Verstandes-Begriffen, übertragen deren Bestimmungen aber zugleich an die produktive Einbildungskraft, die sich metaphorisierend mit ihnen beschäftigt, um ihnen das Ensemble der Stimmungen zu unterlegen, die das be-

²⁰ Fichte an Schiller Ende Juni 1795, in: Werke (Anm. 3), Bd. 6, S. 322. – Zu den »andern« zählt beispielsweise Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, an den die *Briefe über die ästhetische Erziehung* ja ursprünglich gerichtet sind: »Der gute Schiller ist doch eigentlich nicht zum Philosophen geschaffen. Er bedarf einen Übersetzer, der das poetisch schön Gesagte mit philosophischer Präzision entwickelt, der ihn aus dem Poetischen in die philosophische Sprache übersetzt.« (Hans Schulz, Friedrich Christian Herzog zu Schleswig-Holstein, Stuttgart, Leipzig 1910, S. 193. Hier zit. nach NA, Bd. 28 [Anm. 5], S. 358) Schiller hatte das umgekehrt sehen wollen: »Zu Gründung einer Kunsttheorie ist es, dünkt mir, nicht hinreichend, Philosoph zu seyn; man muß die Kunst selbst ausgeübt haben, und dieß, glaube ich, giebt mir einige Vortheile über diejenigen, die mir an philosophischer Einsicht ohne Zweifel überlegen seyn werden.« (An Friedrich Christian von Augustenburg am 9. Februar 1793, in: NA, Bd. 26 [Anm. 10], S. 185).

²¹ »Die Philosophie ist eine Wissenschaft [...] Eine Wissenschaft hat systematische Form; alle Sätze in ihr hängen in einem einzigen Grundsatz zusammen, und vereinigen sich in ihm zu einem Ganzen.« (Über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie (1794), § 1, in: Johann Gottlieb Fichte, Werke in zwei Bdn, hrsg. v. Wilhelm G. Jacobs u. Peter L. Oesterreich, Frankfurt/M. 1997 [Bibliothek der Philosophie], hier: Bd. 1, Schriften zu Wissenschaftslehre, S. 19).

²² NA, Bd. 28 (Anm. 5), S. 359.

sondere Subjekt dieses Verstandes eben durchlebt. Denn: »Ich will [...] nicht bloß meine Gedanken dem anderen deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben, und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken.«²³ Das Autor-Subjekt sucht demnach seine LeserInnen nicht nur als Exemplare der verständigen Gattung Mensch anzusprechen, sondern als Individuen in der je besonderen Einheit ihrer natürlichen und geistigen Vermögen, indem es sich durch seinen Text selber als ein derartiges Individuum zu erkennen gibt. Es lässt folglich die Metaphorisierung seiner Begriffe nicht nur zu, es schreibt sie geradezu vor.

Wie? »Neben der Untersuchung«? Oder »zugleich« mit ihr? Beides in einem ist unmöglich. Steht die Verbildlichung des Begriffs *neben* seiner ihn entwickelnden Untersuchung, wiederholt sich deren Resultat bloß in der Sphäre seiner sinnlichen Darstellung. Die reproduktive Einbildungskraft ist am Werk: Ein Wort als sein anderes. Vollzieht sich die Darstellung *zugleich* mit der Untersuchung, greift sie verbildlichend in deren Gang ein, unterläuft mit ihren Stimmungen deren Bestimmungen und lenkt so die Exposition des Begriffs von sich ab, während sie deren Fortgang zu verdeutlichen scheint. Die produktive Einbildungskraft ist tätig: Ein Wort für ein anderes. Das unbewusste und darum unentschiedene Miteinander beider Absichten kennzeichnet die Schreibgeste eines Theorie-Autors, der es nie und nirgends wird unterlassen können, »zwischen Vernunft und Phantasie [...] ein zartes und ewiges Band zu knüpfen«.²⁴

Das zeitigt Folgen für den logischen Status und damit für die Wirkungsweise von Schillers philosophischen Schriften. Wer als Autor den Bezug zu seinen LeserInnen zu einer Begegnung zwischen Individuen privatisiert, also von Seele zu Seele zu sprechen sucht, appelliert nicht nur an eine sich lebensgeschichtlich andauernd und unvorhersehbar wandelnde Einheit der Gemütskräfte, sondern stellt sich ihr mit und in seinem Text gleich. Er gestattet nicht nur, die von der Begriffs-Arbeit gesetzten Bestimmungen als ersetzbare aufzufassen, um sie in eine Übertragungskette auszulegen, er fordert dazu auf, indem er seine eigenen Begriffs-Bestimmungen als Glieder einer solchen Kette deutlich werden lässt. »Die Metapher verbindet die Sprachbereiche des primären Wirklichkeitsbezuges und der sekundären Möglichkeitsbeziehung [...] Die Metapher ist das Instrument eines expansiven Weltverhältnisses«, in dem das, was ist und sein

²³ Ebd.

²⁴ An Baggesen am 16. Dezember 1791, in: NA, Bd. 26 (Anm. 10), S. 121. – Fazit: »Bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber die Art ihn zu formen nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben.« (an Körner am 27. Februar 1792, in: ebd., S. 137) Daran wird, wie sich zeigt, auch das Kant-Erlebnis nichts ändern.

soll, in das aufgehoben wird, was sein mag und sein kann.²⁵ Dieses expansive Weltverhältnis kommt mit dem fiktionalen Weltverständnis überein, wie es Johann Gottfried Herder 1796 im 99. seiner *Briefe zu Beförderung der Humanität* am treffendsten charakterisiert und am reinsten exponiert:

Was irgend den menschlichen Verstand und das Herz interessieret, Leidenschaft und Charakter, Gestalt und Gegend, Kunst und Weisheit, was möglich und denkbar ist, ja das Unmögliche selbst kann und darf in einen Roman gebracht werden, sobald es unseren Verstand oder unser Herz interessieret.²⁶

Den Verstand *und* das Herz. Die verständigen Begriffe *und* zugleich die fließenden Bilder des Gemüts. Wir haben uns daran gewöhnt, in dem leidenschaftlichen Romanleser Schiller den Gegenspieler des Romanschreibers zu sehen. Nehmen wir seine Verteidigung gegen Fichte zum Nennwert, müssen wir diese Ansicht ändern. Schillers theoretisches Werk

²⁵ Blumenberg (Anm. 17), S. 88.

²⁶ Johann Gottfried Herder, Werke in 10 Bänden, Bd. 7, hrsg. v. Hans Dietrich Irmscher, Frankfurt/M. 1991, S. 548. Herder erscheint mit Schiller in der Wirkabsicht vollkommen einig: »Erzeugen will ich dem andern Gedanken: aufrufen in ihm Bilder: in ihm Ideen schaffen: in ihm Empfindungen aufregen [...] Genies will ich wecken!« (Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmahl, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück, 1768, in: Sämtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan, 2. Bd., Berlin 1877, S. 280). Denn: »Die Einbildungskraft in ihrer größten Stärke und der Verstand in seiner ganzen Größe [ist] das Genie.« (Johann Georg Zimmermann, Von der Erfahrung in der Arzneykunst (1763/64); hier zit. nach: Johann Georg Zimmermann, Mit Skalpell und Federkiel – ein Lesebuch, hrsg. v. Andreas Langenbacher, Bern, Stuttgart, Wien 1995, S. 129). Fazit im Rückblick: »Die Sprache wird höchstens bilderreich und geschmückter [...] wie Herders oder Schillers Diktion.« (G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik, Dritter Abschnitt: Die romantischen Künste, Drittes Kapitel: Die Poesie, in: Werke in 20 Bdn, hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 15, Frankfurt/M. 1970, S. 288) – Friedrich von Blanckenburgs 1774 in Leipzig erschienene *Theorie des Romans* drückt sich bereits im gleichen Sinn aus: »Der Romanendichter zeigt uns in seinem Werke [...] die möglichen Menschen der wirklichen Welt« (ebd., S. 257), den lebensgeschichtlichen Bezug der Produkte der Einbildungskraft auf die Feststellungen des Verstandes. »Alles ist in solchen Romanen so wahrscheinlich, dass man sich leicht überredet, alles könne so begegnen; es ist nicht die Geschichte des Vergangenen, aber man könnte oft sagen, es sei die Geschichte der Zukunft.« Mme de Stael, Essai sur les fictions, Lausanne 1795, in Goethes Übersetzung im 2. Stück der *Horen* von 1796 erschienen (hier zit. nach: Goethes Werke, Sophien-Ausgabe, Abt. I, Bd. 40, Weimar 1901, S. 230). »Das Produkt ist mit vielem Geist geschrieben.« (Schiller an Goethe am 26. Oktober 1795, in: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, hrsg. v. Hans Gerhard Gräf u. Albert Leitzmann, Bd. 1, Leipzig 1912, S. 110) – Schiller hat am 7. November 1794 Blanckenburg zur Mitarbeit an den *Horen* aufgefordert. Vgl. dazu Bernhard Zeller, Schiller und Blanckenburg. Zu einem unbekanntem Schiller-Brief, in: Vincent J. Günther u. a. (Hrsg.), Untersuchungen zur Literatur als Geschichte, Festschrift für Benno von Wiese, Berlin 1973, S. 79-84.

erweist sich dann nämlich als sein Prosawerk, als eine Folge großer Erzählungen, deren Protagonisten nicht Werther und Charlotte, Wilhelm und Mariane, sondern Schönheit und Freiheit, Anmut und Würde, Naiv oder Sentimentalisch heißen.

Fichte weiß sich von solch zwiefachem und zweideutigem Anspruch weit entfernt. Er beabsichtigt durchaus nicht, seinem Leser seine ganze Seele zu übergeben, um so dessen Seele in vergleichbare und dadurch sich mit sich selber analog vergleichende Tätigkeit zu setzen. Er will vielmehr ein Abkommen mit ihm schließen, das ihn, ob er will oder nicht, zum Verstehen zwingt.²⁷ Was zu verstehen? Den Gang des Textes, den der Verfasser ihm vorlegt und vordenkt? Ganz im Gegenteil. Auch Fichte will seinem Leser nicht bloß seine Gedanken so deutlich machen, dass er sie nachvollziehend wiederholen kann. »Diesen Erfolg habe ich von jeher für sehr unbedeutend gehalten.«²⁸ Der Leser soll sich im Nach-Denken zum Selbst-Denken befreien und jedes Glied in der »eine[n] einige[n] ununterbrochene[n] Kette des Rasonnements«²⁹ so auffassen, als hätte er es selbst und infolgedessen zugleich sie geschmiedet. Bricht die Kette an irgendeiner Stelle, stellt sich Dissens statt Konsens ein, entdeckt und behauptet der Verstand des Lesers irgendwo Differenz zu den Begriffen des Textfortgangs, hat der Verfasser sein Spiel verloren. Der Zwang zum folg-samen Verstehen, den der Leser durch seinen Willen zur Wahrheit freiwillig auf sich ausübt, ist gebrochen.³⁰ Fichte zweifelt nicht daran, dass die Kette hält. Er stellt nur eine Bedingung: »Du, *mein Leser*, musst mit deinem Verstande [...] wirklich herausrücken, und ihn dem meinigen zum Kampfe gegenüber stellen.«³¹ Ihn aus dem Dickicht deiner Gemütskräfte, ihrer Stimmungen und Verstimmungen, ihrer Schwächen und Stärken, hervorrücken und alles hinter ihm lassen, was ihn vom methodischen Gang verständiger Argumentation ablenken und weglocken könnte.

Treten wir nun ein paar Schritte zurück und fassen die Streitenden im Doppelporrait ins Auge. Sie streiten, wie sich gezeigt hat, als »universelle

²⁷ Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen (1801), in: Johann Gottlieb Fichte, Werke in zwei Bänden, hrsg. v. Wilhelm G. Jacobs u. Peter L. Oesterreich, Frankfurt/M. 1997 (Bibliothek der Philosophie), hier: Bd. 1, S. 379-476.

²⁸ Ebd., S. 386.

²⁹ Ebd.

³⁰ »Mein Zweck ist nicht der, dass du dir merkst, was ich gesagt habe, sondern dass du selbst denkst, und, wenn es der Himmel geben wollte, gerade so denkst, wie ich gedacht habe.« (ebd., S. 385).

³¹ Ebd.

Intellektuelle³² um die bessere Strategie, Theorie in Praxis zu überführen, das Wort auf die Beweggründe wirken zu lassen, nach denen Menschen handeln.³³ Sie meinen in ihrem Streit nicht denselben Menschen. Dieser Differenz wollen wir uns jetzt vergewissern.

Fichtes Begriffe erheben einen Geltungsanspruch, der sich an den Menschen als rein verständiges Wesen richtet, was ihn befähigt, sich mit sich selbst und seinen Mitmenschen über Richtig und Falsch urteilend auseinander zu setzen und dem zwanglosen Zwang des Richtigen uneingeschränkt nachzugeben.³⁴ Solche Philosophie spricht auf der Agora zum Citoyen, ihm das aktuelle und, sobald es in seiner Aktualität erkannt und anerkannt ist, ohne Umschweife zu aktualisierende Weltverständnis nahelegend. »Meine Gesetze«, lässt Thiry d'Holbach 1770 in seinem *Système de la Nature* seine Titelheldin sagen, »sind unwandelbar, unwiderruflich, universell und dazu geschaffen, allerorts und zu jeder Zeit das Schicksal des Menschengeschlechts zu leiten.«³⁵ Die Natur dieser Natur nennt der deutsche Idealismus Vernunft. Der Staat, der ihr entspricht, ist zwar ein Verstandes-, aber kein Notstaat, vielmehr einer, dessen Begriffe von Gesellschaft menschliche Freiheit in und mit Naturnotwendigkeit setzen und

³² Siehe dazu Michel Foucault, Wahrheit und Macht. Interview von A. Fontana und P. Pasquino, in: ders., Dispositive der Macht, Berlin 1978, S. 45, sowie ders., Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori, Frankfurt/M. 1996, S. 38. Vgl. auch dens., Absage an Sartre, in: Günther Schiwy (Hrsg.), Der französische Strukturalismus, Reinbek 1969, S. 203-207.

³³ Insofern es nämlich, der *volonté générale* der Aufklärung gehorchend, »eine bloße, aber doch praktische Idee« verkörpert, »die wirklich ihren Einfluss auf die Sinnenwelt haben kann und soll, um sie dieser Idee so viel als möglich gemäß zu machen«. (Kant, Kritik der reinen Vernunft, Transzendente Methodenlehre B 837).

³⁴ Eine sehr scharf beobachtende Zeitgenossin hat das sehr deutlich gesehen: »Mir ist es immer so vorgekommen, bey aller seiner [Fichtes, Vf.] unvergleichlichen Denkkraft, seiner fest ineinandergefügten Schlussweise, Klarheit, Genauigkeit [...], dass er doch begränzt wäre [...] Wenn Du einen Kreis durchbrochen hast, aus dem er noch nicht heraus konnte, so würde ich glauben, Du habest das nicht sowohl als Philosoph [...] als vielmehr in so fern Du Poesie hast, und er hat keine. Sie leitet Dich unmittelbar auf den Stand der Produktion, wie ihn die Schärfe seiner Wahrnehmung zum Bewusstseyn.« (Caroline Schlegel am 1. März 1801 an Schelling, in: Caroline. Briefe aus der Frühromantik, hrsg. v. Erich Schmidt, 2. Bd., Leipzig 1913, S. 58) Allerdings lässt sie dieser Scharfblick in Hinsicht auf Schiller völlig im Stich, von dem sie behauptet, dass »er den logischen Zusammenhang immer auf Kosten des poetischen im Auge hat« (an August Wilhelm Schlegel am 18. Januar 1802, in: ebd., S. 276).

³⁵ System der Natur oder von den Gesetzen der physischen und der moralischen Welt, übers. v. Fritz-Georg Voigt, Frankfurt/M. 1978 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 259), S. 606. – Folglich ist der ideale Philosoph »nicht ein Vernunftkünstler, sondern der Gesetzgeber der menschlichen Vernunft« (Kant, Kritik der reinen Vernunft, Transzendente Methodenlehre, B 867).

verwirklichen.³⁶ Schillers Begriffe richten sich hingegen auf das »Ensemble der Gemüthskräfte«, den Menschen als wandelbare, widerrufliche und demnach individuelle Einheit seiner geistigen und sinnlichen Vermögen. Während diese Begriffe noch auf Richtig und Falsch hin beurteilt werden, greifen Ängste und Hoffnungen, Erinnerungen und Phantasien in das Urteil ein, indem sie ihm Schwach und Stark, Freudig und Traurig, Schön und Hässlich, Reich und Arm, Einträglich und Abträglich unterlegen und es so in andere Wahrnehmung anderer Bildlichkeit (ver)föhren. Seine Philosophie spricht von der Agora zum Bourgeois in Werkstatt und Kontor, Laboratorium und Studierstube hinüber für ein expansives und, sobald es von den besonderen Individuen besondernd erkannt und ergriffen ist, in die Räume zukünftiger Möglichkeit expandierendes Weltverständnis.

Wofür und woraufhin schreibt dann der Theoretiker Schiller? Welche Wirkung darf er sich von einem Text versprechen, der Begriff und Bild nicht aneinander misst, sondern sie metaphorisierend ineinander knüpft, den more geometrico angelegten französischen Garten des Begriffs über seine Grenzen in die scheinbar zufälligen Fluchten des englischen lockend? »Die Vernunft ist nur eine und überall dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigene Natur hat und seine Liebe, so trägt auch jeder seine eigene Poesie in sich.«³⁷ Jeder Mensch hat nicht nur seine eigene Liebe, sondern seiner Natur und seiner Geschichte nach auch seine eigenen Erfahrungen mit der Vergangenheit wie seine eigenen Erwartungen für die Zukunft. Versickert eine Theorie, die nicht nur ihre »Gedanken dem anderen deutlich machen«, sie also auf richtige Begriffe bringen will, sondern zugleich »das Ensemble der Gemüthskräfte«³⁸ dieses anderen zu beschäftigen trachtet, nicht schließlich in der individuellen Verfasstheit dieses Ensembles, seiner besonderen Selbstausslegung und ihrer Anlagen zu poetischer Verallgemeinerung? Mündet sie nicht in die Pflege eines privaten Selbst-Symbols statt in die Gewissheit einer politischen Maxime? Gründen Agora und Kontor am Ende eine profane Kirche, deren Raum die Gemeinde nach Schluss der Predigt erbaut, aber handlungslos verlässt? Schiller sieht die Gefahr und sucht ihr zu begegnen:

³⁶ »Zuerst die moralisch//practische: dann die technisch//practische Vernunft.« Zuerst – dann. »In dem Endzwecke eines Vernünftigen Wesens ist Freyheit. Nur im Mechanism eben desselben ist Naturnothwendigkeit.« (Kant, *Opus postumum*, in: *Kant's gesammelte Schriften*, hrsg. v. der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin, Leipzig 1936, S. 15 u. S. 74).

³⁷ Friedrich Schlegel, *Gespräch über die Poesie*, in: »Athenäum« 1800, Bd. 3, H. 1; hier zit. nach: »Athenäum«. Eine Zeitschrift 1798-1800, ausgew. u. bearb. v. Curt Grützmacher, Bd. 2, »Deutsche Texte« 30, Reinbek 1969, S. 153.

³⁸ NA, Bd. 28 (Anm. 5), S. 359.

Bey dem schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muss durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als solches, gewirkt werden, und das muss durch Individualität geschehen. Also ist die Forderung: generalisierte Individualität.³⁹

Und wer oder was ist eine »generalisierte Individualität«? Das Ergebnis einer Begriffsbestimmung, die besagt,

dass jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbständig ist d. h. als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist.⁴⁰

Wer als Schriftsteller seinem Gegenüber seine »ganze Seele übergeben«, von Individuum zu Individuum sprechen, aber zugleich auf die Gattung wirken will, muss seinen Text zu einer derartig generalisierten Individualität modellieren. Es muss ihm gelingen, seine Begriffe so mit ihrer Metaphorisierung zu verbinden, dass sie, während sie von sich abweichen, eben darin wieder auf sich zurück verweisen. Die produktive Einbildungskraft darf der Urteilskraft ihr Geschäft nicht abnehmen, sondern muss es mit ihr teilen, es Urteil um Urteil mit ihrem verwechseln. Diese Verwechslung führt auf den Weg eines doppelt unabschließbaren Projekts. Einerseits reizt die Expansion der produktiven Einbildungskraft die Urteilskraft dazu, das System aller möglichen Erfahrung, an dem sie mit jeder theoretischen Thematik als an einem Teilgebiet arbeitet, zu seinem Ende und Abschluss zu bringen, indem sie alle nur denkbare Erfahrung in empirische Begrifflichkeit verwandelt. Andererseits mahnt die Aktualität der Urteilskraft die produktive Einbildungskraft daran, im Wahrscheinlichen das Wahrnehmbare zu berücksichtigen und zu bestätigen, im Möglichen das Reale im Blick zu haben und zu halten.⁴¹ Die unvordenkliche Unendlichkeit empirischer Erfahrung⁴² fordert die nachdenkliche der Urteilskraft heraus, während die Abenteuer der Einbildungskraft diese Nachdenklichkeit an ihre

³⁹ An Körner am 10. November 1794, in: NA, Bd. 27 (Anm. 2), S. 81.

⁴⁰ An Wilhelm von Humboldt am 4. Januar 1796, in: NA, Bd. 28 (Anm. 5), S. 154.

⁴¹ »Die Metapher ist blind, aber nicht etwa, weil sie objektive Daten nicht richtig wiedergäbe, sondern weil sie etwas als Gewissheit hinstellt, was in Wirklichkeit eine bloße Möglichkeit ist.« (Paul de Man, Die Ideologie des Ästhetischen, hrsg. v. Christoph Menke; Frankfurt/M. 1993, S. 247) Auf dem Theorie-Weg, den Schiller hier einzuschlagen im Begriff steht, wird die Metapher sehend.

⁴² »Erfahrung ist asymptotische Annäherung zur empirischen Vollständigkeit der Wahrnehmungen.« (Kant, Opus postumum [Anm. 36], S. 35).

Grenzen ver- und vorschiebende Ordnungsmacht erinnern.⁴³ Ein derart verfahrenender theoretischer Text verkehrt zwischen Öffentlichkeit und Privatheit auf einer Brücke, die er Satz für Satz selber zu bauen hat. Seine LeserInnen müssen ihm dahin folgen, weshalb Schiller sein Publikum »durch die lebhafteste und kühne Aufstellung *meiner* [gesperrt im Original, Vf.] Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern«⁴⁴ sucht.

Wer so schreibt, weiß sich als Subjekt einer Individualität, die in ihrem Kreis das im Prinzip unendliche Vermögen der Gattung übt, die Beziehung zwischen Erfahrung und Urteilskraft ineins mit derjenigen zwischen empirischem Urteil und produktiver Einbildungskraft zu generalisieren. Da seine Subjektivität als Symbol und nicht als Exemplar der Gattung fungiert, werden ihre Texte keine Reflexions- und Repräsentations-Prozesse exemplarisch vorführen, sondern methodengenerierende Prozeduren, expansive Momentaufnahmen aus dem unendlichen Prozess der Symbolisierung zeigen, durch den die Gattung ihre moralische Freiheit in naturgegebener Notwendigkeit verwirklicht. Solchen Texten entsprechen ihre LeserInnen, indem sie deren individuell symbolisierenden Gang auf das genaueste verfolgen und sich eben dadurch mit ihnen und von ihnen in die Andersheit ihres eigenen und seiner eigentümlichen Individualität setzen.⁴⁵ Schillers Ästhetische Theorie fordert zu ihrem Verständnis, was sie ihrem Publikum erst darlegt: Auffassung »als Individuum und als Gattung zugleich«.⁴⁶

Das Konzept generalisierter Individualität ist auch Fichte nicht fremd:

⁴³ Aufgabe der bestimmenden Urteilskraft ist es, »Gebiete urbar zu machen, in denen bisher nur der Wahnsinn wuchert. Vordringen mit der geschliffenen Axt der Vernunft und ohne rechts noch links zu sehen, um nicht dem Grauen anheimzufallen, das aus der Tiefe des Urwalds lockt.« (Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, in: *Gesammelte Schriften*, unter Mitw. v. Theodor W. Adorno u. Gershom Scholem hrsg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, Bd. 5/1, Frankfurt/M. 1982, S. 570f.) Was lockt, ist stets so lust- wie grauenvoll, untrennbar; verführerisch eben.

⁴⁴ An Fichte am 4. August 1795 (Konzept), in: NA, Bd. 28 (Anm. 5), S. 21.

⁴⁵ Aus dieser für das Verständnis seiner Schriften unumgänglichen Wiedervergegenwärtigung ihres Ursprungs in symbolischer Individualität leitet Schiller ihre als seine Unsterblichkeit gegenüber den vom Fortschritt des Denkens eingemeindeten Schriften Fichtes ab: »Weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten ligt die sie für den Verstand enthalten [...] in demselben Maasse entbehrlich werden, als der Verstand [...] auf einem leichtern Weg dazu gelangen kann: da hingegen Schriften [...], in denen sich ein Individuum lebend ausdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprinzip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unersetzlich ist.« (An Fichte am 4. August 1795 [Konzept], in: NA, Bd. 28 [Anm. 5], S. 22).

⁴⁶ Briefe über die ästhetische Erziehung, in: NA, Bd. 20 (Anm. 18), S. 411.

Ich denke über diesen Punkt so: Wenn auch nur Einer von seiner Philosophie vollkommen, und zu allen Stunden gleich überzeugt ist, wenn er bei derselben vollkommen Eins ist mit sich selbst, wenn sein freies Urteil im Philosophieren, und das ihm aufgedrungne im Leben vollkommen übereinstimmen, so hat in diesem Einen die Philosophie ihren Zweck erreicht und ihren Umkreis vollendet; denn sie hat ihn bestimmt da wieder abgesetzt, von wo aus er mit der ganzen Menschheit ging; und nun ist die Philosophie [...] wirklich in der Welt vorhanden, wenn sie auch außer diesem Einen kein Mensch begriffe, und annähme; ja wenn auch etwa jener Eine sie gar nicht außer sich darzustellen wüsste.⁴⁷

Wenn auch ein einziger meiner Leser, behauptet der Theoretiker, mit s/ meiner Philosophie rein und restlos übereinstimmt, wenn er ihr sich zur totalen Freiheit bestimmendes Urteilen in den natürlichen und gesellschaftlichen Umständen seines realen Lebens durchzusetzen weiß, dann bleibt s/meiner Philosophie nichts mehr zu wünschen übrig, dann hat sie sich in der Menschenwelt vollkommen verwirklicht. Christus fordert das Zusammensein von mindestens Zweien in seinem Namen, um mitten unter ihnen und damit in der Welt zu sein; dem Philosophen genügt Einer. Wieso? Dieser Eine hat im Akt der intellektuellen Anschauung⁴⁸ das Prinzip jenes Wissens eingesehen und ergriffen, das den Menschen zum absoluten Ich, zum Vernunftwesen macht und damit erst zum Menschen bestimmt. Die Form seiner Individualität ist mit derjenigen der Gattung unmittelbar verschmolzen. Sie erweist sich folglich nicht, wie bei Schiller, als symbolisch, sondern als exemplarisch, als mit ihrem Vor-Bild so einiges Ab-Bild, dass ihre Existenz dessen Sein⁴⁹ vollständig ausdrückt und keine weitere Rücksicht auf Darstellung nehmen muss. Wo aber bleibt dann dasjenige Individuelle, um das Schillers philosophische Theorie sich so sehr bemüht, die reziproke Vermittlung zwischen Gattungs-Allgemeinheit und personaler Besonderheit, der ihr Autor seine ganze Seele übergeben will, um sie zu je eigentümlicher Individualität zu beseelen? Außen vor. Für das exemplarische Individuum, wie Fichte es statuiert, ist jenes Besondere zwar nicht vernichtet, aber unwesentlich, von seiner Selbst-Be-

⁴⁷ Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre (1797), Abschnitt 10, in: Werke in zwei Bänden (Anm. 27), Bd. 1, S. 195f.

⁴⁸ »Dieses dem Philosophen angemutete Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Aktes, wodurch ihm das Ich entsteht, nenne ich intellektuelle Anschauung.« (ebd., Abschnitt 5, in: Werke in zwei Bänden [Anm. 27], Bd. 1, S. 145).

⁴⁹ Dieses Sein ist dem Akt der intellektuellen Anschauung entsprechend ein Handeln, eine »Tathandlung [...], die kein Objekt voraussetzt, sondern es selbst hervorbringt, und wo sonach das Handeln unmittelbar zur Tat wird« (ebd., Bd. 1, S. 150).

stimmung ausgeschlossen; wo es ihm begegnet, hat es zu seinen Bedingungen der vernünftig sittlichen Praxis zu gehorchen, in denen die Gattung sich kraft des Einen (den Fichte mit Grund hartnäckig groß schreibt) verwirklicht.⁵⁰ Ob es diese exemplarische Individualität tatsächlich gibt, hängt wie erinnerlich davon ab, ob ihre Theorie einen Leser findet, der ihr Verständnis so auf sich nimmt, als brächte er sie in alleiniger Verantwortung hervor. Findet sich keiner, desto schlimmer für die Leserschaft.⁵¹

So einfach kann Schiller es sich nicht machen. Gab es in der damaligen Gesellschaft (gibt es in der heutigen?), muss er sich fragen, eine Subjektivität, die diese sich in sich stets verdoppelnde, unendliche Mühe des Verständnisses auf sich zu nehmen bereit und fähig ist? Wenn wir das Schöne nur als Individuum und als Gattung zugleich aufzufassen vermögen, dann muss es diese Subjektivität geben, weil dieses Schöne sonst eine bloß spekulative Idee ohne Gegenständlichkeit und Wirklichkeit bliebe. Wir müssen uns folglich

nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisieren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden.⁵²

Nach Menschen also, in deren Lebenspraxis Verstand und Einbildungskraft einander so im Zaum und im Gleichgewicht halten, dass der Begriff seine konstitutiven Schranken bis an die Grenze ihres Zerbrechens dem assoziationsreich Idealisierungen provozierenden und produzierenden Strom der Begebenheiten öffnet, ohne dabei seine bändigende, zähmende Kraft zu verlieren, die der Überschwemmung des Bewusstseins mit Bilderfluten vorbeugt.⁵³ Nach Menschen, die in Werkstatt und Kontor,

⁵⁰ »Das Ich, als Idee, inwiefern es [...] durchaus vernünftig, und nichts, als vernünftig ist: also, auch aufgehört hat, Individuum zu sein, welches letztere es nur durch sinnliche Beschränkung war: [...] Die Welt bleibt in dieser Idee als Welt überhaupt, als Substrat mit diesen bestimmten mechanischen und organischen Gesetzen; aber diese Gesetze sind durchaus geleitet, den Endzweck der Vernunft darzustellen.« (ebd., Abschnitt 11, in: Werke in zwei Bänden [Anm. 27], Bd. 1, S. 199).

⁵¹ Caroline Schlegel hat deshalb so unrecht nicht, wenn sie ihre Meinung über *den Sonnenklaren Bericht* in Anspielung auf *Hamlet* II/2 in den folgenden Vierzeiler fasst: »Zweifle an der Sonne Klarheit, | Zweifle an der Sterne Licht, | Leser, nur an meiner Wahrheit | Und an deiner Dummheit nicht. – Das Fundament des Einfalls ist von Schelling, die letzte Zeile von mir.« (An A. W. Schlegel am 31. Mai 1801, in: Briefe aus der Frühromantik [Anm. 34], Bd. 2, S. 157).

⁵² Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung, in: NA, Bd. 20 (Anm. 18), S. 490.

⁵³ Denn: »Dem Tollhaus sind diejenigen immer am nächsten, die ihre Einbildungskraft zu sehr anstrengen, die Aufwallungen ihrer berauschten Sinne für Empfindungen, ihre Empfin-

Laboratorium und Studierstube die Agora gegenwärtig haben, um in jede der dort tätigen Idealisierungen und deren Metaphorologien, die jeweilig die zugrunde liegende Idee individuell und privat entwickeln, den gesellschaftlichen und öffentlichen Begriff mit einzuformen, während sie in seiner Form zugleich die Anschlüsse für jene Ideen und ihre Metaphorologien erkennen. Allerdings: »Ob eine solche Klasse wirklich existire [...], ist eine [...] Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe.«⁵⁴ Hier nicht. Wo dann? Im ästhetischen Staat, dessen BürgerInnen die eben beschriebene Subjektivität angenommen haben und besitzen müssten? Demnach in den *Kallias*-Briefen und den *Briefen über die ästhetische Erziehung*?

Wann sagt man wohl, dass eine Person schön gekleidet sei? wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt [...] In der ästhetischen Welt [...], die eine ganz andre ist als die vollkommenste Platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, dass ich niemanden merken lasse, dass er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, dass die meinige nichts dabey leidet, und wenn beyde Wort halten, wird die ganze Welt sagen, dass ich schön angezogen bin [...] Alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten [sind] gleich wenig schön, denn nicht zu rechnen, dass beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bey der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers.⁵⁵

dungen für Grundsätze [...] halten.« (Johann Georg Zimmermann, *Von der Erfahrung in der Arzneykunst* (1763/64), hier zit. nach: Johann Georg Zimmermann, *Mit Skalpell und Federkiel* [Anm. 26], S. 168) Geben wir uns auch dafür ein zeitgenössisches Beispiel: »Was mich an Ihnen verführt hat, war eben jene Einbildungskraft, die Sie an mir so rühmen, Juliette [...] Es wird Ihnen kaum entgangen sein, dass ich mir an Ihrer Seite keine höhere Lust vorstellen kann, als wenn wir unseren beiden Köpfen freien Lauf lassen und Lustgebilde ausbrüten, die unseligerweise nie Wirklichkeit werden können [...] Fürwahr, Juliette, ich glaube gar, dass die Hirngespinnste wonnevoller als die Wirklichkeit sind, und das, was man nicht hat, reizvoller als das, worüber man verfügt.« (D. A. F. de Sade, *Justine und Juliette*, hrsg. u. übers. v. Stefan Zweifel u. Michael Pfister, Bd. 7, München 1996, S. 145).

⁵⁴ Schiller, *Über naive und sentimentalische Dichtung*, in: NA, Bd. 20 (Anm. 18), S. 490f.

⁵⁵ An Körner am 23. Februar 1793, in: NA, Bd. 26 (Anm. 10), S. 212f. – In den *Briefen über die ästhetische Erziehung* wird diese weitläufige Metapher auf ein begriffsbildendes Urteil verkürzt: »In dem ästhetischen Staate ist alles – auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat.« (NA, Bd. 20 [Anm. 18], S. 412).

Ein Subjekt wird zur Person, wenn es sich prädiziert und auf die ihm angemessenen Prädikationen hin beurteilt. Es wird zur Privat-Person, wenn es seine Subjektivität als Ich bestimmt, indem es zunächst eine der gesellschaftlich bekannten und anerkannten Formen der Personifizierung befolgt, um sie dann mit der Selbstempfindung und dem Selbstgefühl zu verbinden und sie durch deren kleine und große Phantasien der Selbstwerdung zu individuieren. Es wird zur öffentlichen und damit zur politischen Person, wenn es diese Individualität in der allgemeinen Subjektivität reflektiert, die Selbstbestimmung erst bedingt und allein ermöglicht, und so seine Privatheit auf die reine Form ihres Begriffs bezieht. Einzig dieser Bezug erlaubt und erhebt den Anspruch des Individuums auf die künftige Allgemeingültigkeit seiner Individualität.

In seinen Prädikaten gewinnt ein Subjekt gegenständliche Wirklichkeit. In ihnen und durch sie zeigt es Gestalt, Figur, Aktion.⁵⁶ Liegen sie eng an, modellieren sie aus der Person deren Subjektivität a priori ihrer Individuierung, dann stehen sie ausschließlich im Dienst sich objektivierender Begrifflichkeit, und das Bild, das sie bieten, entstammt der reproduzierenden Einbildungskraft. Schwingen sie weit und locker aus, dann mischt sich die Metapher gleitend und verführend in die Urteils-Geschäfte des Begriffs, und das Bild, das sie bieten, entstammt der produzierenden Einbildungskraft. Begriff und Gegen-Begriff stehen in umgekehrtem Macht-Verhältnis: In dem des Begriffs herrscht der Verstand über die Einbildungskraft, in dem seines Gegenspielers die Einbildungskraft über den Verstand. Die negative Reflexion dieses Bezuges wirft ihren Schein auf das Wesen seiner Aufhebung,⁵⁷ auf eine Beziehung zwischen Subjektivität und Objektivität, in der »weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt«. Auf eine Beziehung also, in der die produktive Urteilskraft die Prädikate aus ihrem Dienst am Begriff vollständig befreit, während sie ihn eben darin vollkommen zu einer Darstellung bringt, in der er mit seiner Metaphorisierung rein einverständlich wird. Macht geht kraft ihrer Ausübung so restlos in ihre Gegen-Macht über, dass beide einander zum Einstand, an den Nullpunkt ihres Widerstreites bringen, wo sie

⁵⁶ Ebenso gut kann es sich hinter ihnen verbergen: »Persona bedeutet auch Maske.« (Kant, *Opus postumum* [Anm. 36], S. 142).

⁵⁷ »Das Wesen ist Reflexion; die Bewegung des Werdens und Übergehens, das in sich selbst bleibt, worin das Unterschiedene schlechthin nur als das an sich Negative, als Schein bestimmt ist.« (G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik, Die objektive Logik: Die Lehre vom Wesen*, in: *Werke* in 20 Bdn, hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 15, Frankfurt/M. 1969, S. 24)

sich völlig voneinander befreien und in eben dieser Freiheit miteinander identisch sind.⁵⁸ So entsteht eine Republik, die in der Tat »eine ganz andre ist als die vollkommenste Platonische«, eine Republik, in der die gesetzgebenden und gesetzprüfenden Begriffe im Mantel einer sie provozierenden Metaphorik gehen, während die gewinnsuchenden und gewinnschaffenden Projekte ihre prospektiven Metaphoriken an diesen Begriffen formen und messen. Citoyen und Bourgeois werden frei vermittelte Momente einer Subjektivität, die sich in beiden entfaltet, ohne sich an sie zu fesseln und in ihnen zu erschöpfen. Erst in dieser Selbst-Überwindung ihres geschichtlich gesellschaftlichen Wesens findet die Aufklärung zu ihrem wahren Subjekt: dem Homme.⁵⁹

Wo jedoch, fragt sich nun, können wir diesem in die perfekte Person gekleideten Subjekt begegnen? Wo liegt der ästhetische Staat, den es bewohnt? »Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele«, antwortet Schiller.⁶⁰ Wenn ich ein Bedürfnis nach etwas habe, dann habe ich die Sache, derer ich bedarf, nicht. Was ich habe, ist die verständige oder empfundene Gewissheit ihres Mangels, die dafür sorgt, dass ich sie als abwesende so gegenwärtig habe, als besäße ich sie schon, während ich zugleich weiß, dass sie mir fehlt. Ich bin weder ihrer Existenz noch ihrer Nicht-Existenz gewiss; ich muss sie folglich als problematisch auffassen.⁶¹ Diese Auffassung beschert unserer Argumentation ein Problem.

Wo nicht etwa Einbildungskraft schwärmen, sondern, unter der strengen Aufsicht der Vernunft, dichten soll, so muss immer etwas vorher völlig gewiß [...] sein, und das ist die Möglichkeit des Gegenstandes selbst.⁶²

Wir haben uns, bei unserem Projekt-Entwurf des Homme, unter Anleitung der *Kallias*-Briefe den Aussichten der Einbildungskraft recht weit gehend überlassen. Sollten uns die *Briefe über die ästhetische Erziehung* jetzt zu verstehen geben, dass wir ins Schwärmen geraten sind? Glücklicherweise beugen die *Kallias*-Briefe diesem Verständnis vor.

⁵⁸ Zu dem damit angesprochenen Macht-Konzept vgl. Michel Foucault, *Mächte und Strategien*, in: ders., *Dispositive der Macht*, Berlin 1978, S. 210ff., sowie ders., *Der Wille zum Wissen*, Paris 1976 (Frankfurt/M. 1977), S. 113ff. Siehe dazu vorerst Hans Herbert Kögler, *Michel Foucault*, 2. Aufl., Stuttgart, Weimar 2004, Kap. II, Abschnitt 2.

⁵⁹ Vgl. dazu Wolfram Malte Fues, *Rationalpark. Zur Lage der Vernunft*, Wien 2001, S. 35ff.

⁶⁰ *Briefe über die ästhetische Erziehung*, in: NA, Bd. 20 (Anm. 18), S. 412.

⁶¹ »Problematische Urteile sind solche, wo man das Bejahen oder Verneinen als bloß möglich [...] annimmt. Assertorische, da es als wirklich [...] betrachtet wird. Apodiktische, in denen man es als notwendig ansieht.« (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, *Transzendente Analytik*, B 100).

⁶² Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, *Transzendente Methodenlehre*, B 798.

In der Mitte der von uns herangezogenen Textstelle wird ihr Autor plötzlich zum Ich-Erzähler. Der Rock, sagt er, »den ich auf dem Leibe trage, [fordert] Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, dass ich niemanden merken lasse, dass er mir dient«. Die Gebilde, die den Leib meines objektiv begrifflichen Daseins kleiden, dienen seiner Objektivität, bekennen und verhalten sich demnach reproduktiv, wollen jedoch in diesem Dienst nicht erkannt werden. Sie wünschen vielmehr von mir, dass ich ihn niemanden merken lasse, so dass sie sich den Anschein geben können, sie seien und wirkten produktiv. Dafür versprechen sie mir auch »reciproce«, ihre »Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, dass die meinige nichts dabey leidet«, sich also ihrer Reproduktivität stets so zu erinnern, dass sie die Grenzen zur Produktivität prüft, aber nie überschreitet. Republikanisch gesprochen: Das Private steht im Dienst des Öffentlichen, der Bourgeois unter der Ordnung des Citoyen. Der aber gestattet ihrem Gegen-Begriff eine Freizügigkeit, die sie unter dem Schein ihrer Sistierung wahrte, womit sich beide im wechselseitigen Anschein der Freiheit aufeinander beziehen.⁶³

Dieser Anschein dauert, solange beide Parteien über ihr Abkommen und dessen Machtform stillschweigen, und wenn die Person und ihr Rock, der Begriff und sein Bild »Wort halten, wird die ganze Welt sagen, dass ich schön angezogen bin«.

Der Schein, in dem Schillers ästhetischer Staat sich deutlich macht, ist von vollendeter Zweideutigkeit. Während er den Machtkampf zwischen Verstand und Einbildungskraft, Citoyen und Bourgeois aufgehoben erscheinen lässt und das Subjekt der Aufklärung im Licht seiner Selbstüberwindung zum Homme zeigt, zeichnet er zugleich Aufhebung in Arrangement und Selbstüberwindung in Selbstbescheidung um. Fein gestimmte Seelen bedürfen sichtlich ebenso sehr des Ideals wie des Idols.

Exemplarische Individualität mag ja die Wissenschaftslehre als Praxis der Freiheit sich absolut setzenden und durchgängig selbst bestimmenden Wissens vollkommen verwirklichen und so zugleich vollständig darstellen. Dennoch bleibt der exemplarisch Eine bloß ein Exemplar, dem im gesellschaftlichen Kontext andere Exemplare mit dem gleichen Anspruch gegenüber treten. Wie sollen sie dann miteinander umgehen?

Du sollst sie [diese anderen, Vf.] behandeln, als für sich bestehende, freie, selbständige, von dir ganz und gar unabhängige Wesen«, die

⁶³ Damit rückt Schillers ästhetischer Staat wieder in erstaunliche Nähe zur Platonischen Republik, deren Verfassung darauf achtet, »ob wir bei jedem das Gehörige anbringen und so das Ganze schön machen« (Politeia, Buch IV, 420d, in: Werke in acht Bänden, griechisch u. deutsch, hrsg. v. Gunther Eigler, Bd. 4, 2., unveränd. Aufl., Darmstadt 1990, S. 281).

»lediglich durch sich selbst sich Zwecke setzen können, störe die Ausführung dieser Zwecke nie, sondern befördere sie vielmehr nach allem deinem Vermögen. Ehre ihre Freiheit: ergreife mit Liebe ihre Zwecke, gleich den deinigen.⁶⁴

Worauf richten sich diese Zwecke im Handeln zwischen Menschen sowie zwischen Mensch und Natur? Welche technischen und sozialen, welche historischen und politischen Absichten verfolgen sie? Das scheint für die Beziehung exemplarischer Individuen zunächst völlig bedeutungslos zu sein. Jedes soll zuerst jedes andere wie sich selbst als Inbegriff vernünftiger Menschheit auffassen. »Ehre ihre Freiheit« – unterlasse jeden Versuch, sie zu bestimmen oder gar zu beeinflussen, entschlage dich jeder Art des Hierarchisierens und Regierens. Gib deiner Beziehung zu ihnen die Form reiner, durch keinen Vorbehalt, keinen Widerstreit beeinträchtiger Anerkennung. Welches Argument, welche Bestimmtheit, welcher Zweck auch immer das transzendente Zeichen reiner Freiheit trägt: Es gilt unbedingt allgemein und muss von jedem Subjekt dieser Gesellschaft exemplarischer Individuen vertreten werden, als stamme es von ihm. Was auf den ersten Blick wie die Extrem-Form moderner Macht-Prozeduren erscheint,⁶⁵ zeigt sich bei näherem Hinsehen als eine Dialektik ohne Negation, als Hingabe an statt als Kampf um Anerkennung und damit als Annullierung statt als Ausübung von Macht. Führt jedoch derartige Intersubjektivität letztendlich nicht zu gesellschaftlicher Separation statt zur Integration? Zum gleichgültigen Mit-Sein souveräner Individuen, die, da sie keinen Anderen mehr nötig haben, einander mit interesselosem Wohlgefallen statt mit anteilnehmender Interaktion begegnen? »Die Handlungen freier Wesen haben [...] nur auf andre freie Wesen Folgen; denn in diesen und für diese allein ist eine Welt; und dasjenige, worüber alle übereinstimmen, ist eben die Welt.«⁶⁶ Worüber stimmen alle freien Wesen überein? Über den intellektuellen Akt der Selbsterhebung zum absoluten Ich, der an alle bestimmenden und somit scheinbar beschränkenden Handlungen dieses Ichs das

⁶⁴ J. G. Fichte, Die Bestimmung des Menschen, Drittes Buch, in: Werke in zwei Bdn (Anm. 21), Bd. 1, S. 314f. – Vgl. dazu Jürgen Stolzenberg, Fichtes Begriff des praktischen Selbstbewusstseins, in: Wolfram Högrefe (Hrsg.), Fichtes Wissenschaftslehre 1794. Philosophische Resonanzen, Frankfurt/M. 1995, S. 79ff.

⁶⁵ Moderne Macht besteht aus »Elementen, die an der Anreizung, Verstärkung, Kontrolle, Überwachung, Steigerung und Organisation der unterworfenen Kräfte arbeiten: diese Macht ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen [zu] lassen und zu ordnen.« (Michel Foucault, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, übers. v. Ulrich Raulff u. Walter Seitter; 3. Aufl., Frankfurt/M. 1989 [Paris 1976], S. 163).

⁶⁶ J. G. Fichte, Die Bestimmung des Menschen, ebd., S. 362.

transzendente Zeichen der Freiheit und damit die Beschränkung zugleich als aufgehobene setzt. Die einfache Allgemeinheit dieses Akts begründet das gemeinsame Dasein freier Wesen und schafft damit die Bedingung der Möglichkeit ihrer Intersubjektivität. Deren Welt ist zu diesem Anfang noch leer. Sie füllt sich, weil in Konsequenz dieses Aktes das mögliche Wissen der Gattung in ihren exemplarischen Individuen wirklich wird. Jedes dieser zwar freien, aber ebenso sehr sterblichen und endlichen Wesen entfaltet es nicht nur nach allen seinen Kräften, sondern unterstützt und fördert auch jedes andere darin wie sich selbst. In dieser Weise und auf diesem Weg vermag die intellektuelle Anschauung aus einem zwar exemplarischen, aber doch einzelnen und augenblicklichen Akt zu einem allgemeinen und geschichtlichen zu werden, Erlebnis und Erzählung zugleich. Das ist die Welt; die Welt des reinen, sich von den Zufällen und Zuständen der Sinnen- und Gemütswelt immer mehr reinigenden Begriffs, der an ihr zuletzt nur noch seine Zäsur, sein Zaudern, sein Zögern hat, dessen Sinn darin liegt, die Besinnung des Begriffs auf den Prozess seines Selbstentwurfs zu differenzieren und zu präzisieren.

Schillers philosophische Theorie sucht Gesetz und Gewinn, öffentliches Begreifen und private Metaphorisierung wechselseitig aufeinander zu beziehen, indem sie Citoyen und Bourgeois zum Homme vermittelt, der sich im und durch den Genuss des Schönen bildet und bestimmt. Da sie der gesellschaftsprägenden Kraft des Schönen jedoch letztendlich nicht traut, politische Erscheinung und politischen Schein in unmittelbarer Verquickung belässt, statt sie aneinander zu messen, wird das Urteil über die zukünftige Notwendigkeit des Homme zweideutig: ebenso kategorisch wie problematisch. Stilform und Wirkstrategie bleiben jedoch der ursprünglichen Absicht treu: Die Theorie des Schönen amalgamiert sich dem Gegenstand, den sie entwickelt, und sucht seiner Objektivität das ihr gemäße Subjekt durch die ihm abverlangte Verstehensweise bereits zu schaffen. Fichtes philosophische Theorie kennt nur das Gesetz und das Schöne bloß als dessen dienende Darstellung. Der Homme ist identisch mit dem Citoyen, der Bourgeois nicht mehr als das zufällige, hemmende, aber darin zugleich überwundene und verschwindende Moment an dessen selbstbestimmenden Handlungen. Die Republik und nichts als die Republik. Das Gesetz und nichts weiter als das Gesetz; um jeden und für jeden Preis.⁶⁷

⁶⁷ »Wir wollen den Egoismus [...] gegen die Moralität vertauschen«, um »das allgemeine Interesse allem Privatinteresse vorzuziehen.« (Maximilien Robespierre, Über die Prinzipien der politischen Moral, Rede vor dem National-Konvent am 5. Februar 1794; hier zit. nach: Peter Fischer [Hrsg.], Reden der Französischen Revolution, München 1974, S. 343 u. f.).

Wirkstrategie und Stilform der Theorie setzen sie mit der Entwicklung ihres Gegenstandes unmittelbar in eins: Sie ist das Gesetz, von dem sie spricht, und wer Anspruch macht, sie zu verstehen, muss sich in doppeltem Sinn zu ihrem Subjekt bekennen.⁶⁸

⁶⁸ Davon ist Fichte nie abgewichen. Noch die Vorrede zu *Die Wissenschaftslehre, in ihrer allgemeinen Umrisse* von 1810 hält daran fest, »dass man, um zu philosophieren, sich zu dem wirklich freien und schöpferischen Denken« – wie es allein das Wissen der Wissenschaftslehre lehrt – »erheben müsse; keineswegs befangen bleiben dürfe in der Anschauung irgend eines durch das Ohngefähr in uns gebildeten Denkens« (in: Werke in zwei Bdn [Anm. 21], Bd. 1, S. 715).